

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Erscheint an allen Wochentagen
nachmittags.

Telegramm-Adresse:
„Vollstimmte, Frankfurt/Main“.

Telephon-Anschluß:
Amt Sanja 7435, 7436, 7437.

Vollstimmte

Inserate:
Die Einzel-Beilagen kosten 15 Pf.
bei Wiederholung nach Tarif.
Inserate für die nächste Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluß der Inseratannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.

Vollstimmte 525,
Union-Druckerei, G. m. b. H.,
Frankfurt a. M.
(nicht „Vollstimmte“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard Wittelsch, für den übrigen Teil: Gustav Dammmer, beide in Frankfurt a. M.
Separat-Ausgabe für Wiesbaden: Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17. Redaktionsbüro: Wehrstr. 49, Telephon 1026 — Expedition: Bleichstr. 9, Telephon 3715.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. — Verlag der Vollstimmte Maier & Co. — Druck der Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 162 Mittwoch den 14. Juli 1915 26. Jahrgang

Die zweifelhafte Haltung Rumäniens.

Bernhardis Irrtum.

Von Dr. Rudo R. Hartmann (Wien).

Wir entnehmen diesen interessanten Artikel dem zweiten Heft der „Internationalen Rundschau“ (Verlag der Verlags- und Vertriebs-Gesellschaft, Berlin), die weitestgehend der Zukunft des „Menschen-geheles“ dient.

Es gibt Bücher, die nicht durch ihre innere Bedeutung, durch die Originalität ihrer Gedanken oder die Genialität ihrer Form wirken, sondern dadurch, daß sie leidenschaftlichen Widerspruch erregen oder in den Zeitgenossen eine Saite zum Schwingen bringen, deren Ton gerade gerne gehört wird. Sie werden gleichfalls zum Symbol und werden gelesen und besprochen, solange die Stimmung anhält, der sie entgegenkommen sind, verschwinden dann bis auf den Namen, bleiben aber, richtig gewertet, ein historisches Dokument. Dabei geschieht es wohl, daß sie eine ganz andere Wirkung ausüben, als die vom Autor beabsichtigte. So ist es auch dem Buche des General v. Bernhardi: „Deutschland und der nächste Krieg“ ergangen.

Die „Kriegsliteratur“, die vor dem Kriege erschienen ist, ist während des Krieges eine besondere Anziehungskraft aus. Ist es doch ganz unüberwindlich, daß ihre Autoren, indem sie die verschiedenen — an Zahl beschränkten — Möglichkeiten der Zukunft in Betracht zogen, auch solche behandelten, die dann zur Wirklichkeit wurden. Deshalb gelten sie dem Publikum als Propheten. Man übersteht die vielen falschen Voraussetzungen und Folgerungen, die ebenfalls unterlaufen sind. Und dem Autor wird ein unbegrenzter Kredit eingeräumt, er wird zum „Eingeweiheten“, zum repräsentativen Mann um. Man zitiert daher seine Aussprüche wie Orakel, und auch wenn sie offenkundig im Widerspruch mit den Tatsachen stehen, müssen eben die Tatsachen gegenüber der vorausgesetzten geheimen Weisheit der Propheten ihr Gewicht verlieren. So ist es zu allen Zeiten gewesen, und so ergab es heute den General v. Bernhardi, dessen falsche Voraussetzungen in politischer und strategischer Beziehung heute niemand beachtet, während die richtigen, die den öffentlich ausgesprochenen Ansichten weiter Kreise in und außerhalb Deutschlands schon vor fünf Jahren entbrachen, als Ausflüsse besonderer Prophetengabe erscheinen. Das wäre an sich ziemlich belanglos, wenn nicht durch die Bedeutung, die dem Buche beigemessen wird, auch die sehr subjektiven Theorien des Verfassers an Gewicht außerordentlich zu gewinnen schienen.

Aus der Voraussage des kommenden Weltkrieges konnte nur geschlossen werden, daß Deutschland gerüstet sein müsse, und dieser Schluss hätte niemand von einem objektiven Beurteiler verargt werden können. Die Theorie Bernhardis aber geht weit über diese Folgerung hinaus und ist eigentlich nicht auf Tatsachen, sondern auf a-priori-Sätzen aufgebaut. Gerade sie ist es aber, die im feindlichen und im neutralen Ausland die größte Beachtung gefunden hat. Man sagt, daß das Buch in Tausenden von Exemplaren ins Ausland geht und hier als der Ausdruck der öffentlichen Meinung Deutschlands angesehen wird. Immer wieder findet man Zitate aus Bernhardi zum Beweise dafür, daß dieser „deutsche Militarismus“, der in Deutschland herrsche, sei. Nachher an nichts anderes gedacht habe, als wie er über die kammförmigen Nachbarstaaten herfallen und eine Welthegemonie begründen könne; um Beweise dafür, daß Deutschland den Krieg herbeiführt habe, und daß die übrigen Staaten an ihm unschuldig seien und sich in der politischen Defensive befinden hätten. So hat Bernhardi einen Erfolg erreicht, nach dem er selber nicht gestrebt hat. Und ist die Suggestion einmal vorhanden, so nützen auch die Gegenargumente nicht, die dem Buche selbst entnommen werden können, das gegen die öffentliche Meinung und alle maßgebenden Faktoren in Deutschland polemisiert und gerade dadurch beweist, daß Bernhardi nur einen kleinen Kreis von Personen hinter sich hat. Bei unbefangener Lektüre des Buches müßte man den Eindruck haben, daß er sich als Krieger in der Wüste fühlt. Denn die auswärtige Politik Deutschlands wird nach seiner Ansicht nach Grundsätzen geleitet, die geradezu schwach sind, und findet keine Gnade vor seinen Augen, da sie entweder zu konservativ bismarckisch ist und sogar Präventivkriege verdammt oder gar noch hinter Bismarck zurückbleibt. Das Verhalten des Kriegeministeriums scheint ihm auch unverständlich, da es viel zu geringe Anforderungen stellt; dem Reichstage... ist es natürlich besonders aram; daß sich seine Unzufriedenheit auch auf die Reichstagswähler, auf die Presse und besonders auf die schüchternen Sozialdemokraten mit ihren vier Millionen Stimmen erstreckt, ist selbstverständlich. Bernhardi übernimmt übrigens durchaus selbst die Verantwortung für seine Ansichten und sucht sich keineswegs hinter die öffentliche Meinung... zu verstecken. Aber was hilft das? Es hat sich schon ein ganzer Streich von mehr oder weniger läppischen Legenden um das Buch gesponnen. Und man gibt sich

den Aufsehn zu glauben, daß Bernhardi insgeheim das Deutsche Reich regiert habe, während man mit mehr Recht behaupten könnte, daß auch nicht eine einzige seiner politischen oder militärischen Forderungen durchgegangen ist.

Bernhardi ist einer von jenen, die realistisch zu denken glauben, weil sie wie hypnotisiert auf einen Punkt hinstarren. Es ist etwas primitiv, die Diplomatie als eine Art von Ventil für die Moral anzusehen, wie es geschieht, wenn Bernhardi schreibt: „Aufgabe unserer Diplomatie sei es, die Staaten so zu wissen, daß wir von Frankreich angegriffen würden, weil dann die Aussicht vorhanden wäre, daß Rußland vorläufig neutral bleiben würde.“ (S. 33.) Deutschland hat bekanntlich diesen Ausweg verkannt; aber wenn man ihn empfiehlt, soll man wenigstens vor dem Sage, daß der Zweck die Mittel heiligt, nicht scheuend zurücktreten.

Für Bernhardi ist der konkrete Staat nicht Mittel, sondern absoluter Selbstzweck. Er gesteht sich das zwar selbst nicht ein; aber die Rücksichtnahme auf alles dessen, was außerhalb des konkreten Staates ist, insbesondere die Existenz der anderen Staaten und ihrer Rechte, führt notwendig zu diesem Schluss. Und mit diesen Gedankenfragen hängt dann weiter auf das Natürliche zusammen, wie er sich den Staat in seinem inneren Gefüge vorstellt; es ist unabweisbar bezeichnend, wenn er schreibt: „daß der Erfolg der äußeren Politik, zumal wenn er durch eine militärische Kraftüberlegenheit erreicht wurde, nicht nur die Macht des Staates nach außen erhöht, sondern das Ansehen der Regierung auch im Innern stärkt und ihn dadurch umso mehr befähigt, seinen sittlichen Aufgaben und seinen Kulturaufgaben gerecht zu werden.“ (S. 36.) Der General macht hier vor der Kultur seine Verbeugung, aber der Effekt wird nicht anders bei der Identifizierung der Regierung mit dem Staate und fündet ein wenig die starke Hand, die dazu berufen ist, dem Staate die Kulturbegriffe des General v. Bernhardi aufzulegen, insbesondere wenn dieser unter die Kulturaufgaben den sogenannten „Schutz der Arbeitswilligen“ rechnet (S. 75); wenn er vor der Verklärung der Arbeitszeit warnt (S. 294); wenn er — unter Verennung der Kunst — betont, daß die Forderung der Rechte der einzelnen in ihrer letzten Folge zur Willkür für den einzelnen und zur Verneinung des Staates“ führt (S. 68); andererseits es aber als „eine Maßregel öffentlicher moralischer und geistlicher Hygiene“ betrachtet würde, wenn alle Zeitungen gezwungen werden könnten, gewisse Fundgebungen der Regierung zum Abdruck zu bringen, damit die Leser nicht so einseitig wie durch die Vorzeitspresse über die öffentlichen Verhältnisse unterrichtet würden“ (S. 306).

„Eine Erweiterung unserer Kolonialbesitzes muß — nach Bernhardi — mit allen Mitteln erstrebt werden, und zwar eines solchen, der den Ueberdruck unserer Bevölkerung auszuheben imstande ist“ (S. 119). Es sind die Voraussetzungen falsch; denn es ist einerseits bekannt, daß infolge der Auswanderung aus Deutschland trotz seiner großen natürlichen Bevölkerungsvermehrung nahezu verschwinden ist, während an einer anderen Stelle (S. 64) Bernhardi es selbst bekennt, daß „Deutschland selbst immer fortwährenden friedlichen Anbahnung durch slawische Arbeiter ausgesetzt“ ist; andererseits weiß Bernhardi gar nicht anzugeben, wo in aller Welt denn Platz für Siedelungskolonien zu finden wäre (S. 119 f.), da es ja auch ihm schwerlich in den Sinn kommt, Kanada oder Australien germanisieren zu wollen. Als Hilfsargument kommt dann freilich der Wunsch nach Rohstoffen, d. h. Ausbeutungskolonien hinzu; allein da muß sich doch unser Kantianer wieder an ethischen Bedenken stoßen; denn: „Kolonialisierung, der letztlich dem Zwecke der Bereicherung dient, der mit wirtschaftlich ausgenutzt wird, ohne daß der beständige Staat daran denkt, entweder in irgend einer Form zu kolonisieren oder die eingeborene Bevölkerung wirtschaftlich und gesellschaftlich zu heben, ist unberechtigt und unsittlich und wird sich auch nie auf die Dauer behaupten lassen“ (S. 90).

Bernhardi meint, daß Deutschland gezwungen ist, den Kampf um die Weltstellung aufzunehmen; es geht um Sein oder Nichtsein; politische Machtverteilung sei notwendig, weil Stillstand Katastrophe bedeute. Aber trotzdem ist er immer noch nicht so fertig, wie die Feinde Deutschlands diesem selbst zuzumuten; denn Gebietsveränderungen in Europa hält er für ausgeschlossen (S. 117) und ein Ausweichen zwischen Deutschland und England wäre ihm erwünschter als ein kriegerischer Konflikt. Was er von England verlangt ist: „der Entwicklung des Deutschlands freie Bahn neben sich zu lassen, den Ausbau unserer kolonialen Macht zugunsten und unseren Wettbewerb in Handel und Industrie nicht politisch zu bekämpfen“. Wenn er aber andererseits wieder die „Politik der offenen Türen“, welche die Politik Deutschlands war und ist, bekämpft, so geschieht es, weil er den politischen Einfluß fürchtet, der den wirtschaftlichen Wettbewerb der Ausländer schmäleren insofern ist (S. 120). Vom Standpunkt dessen, der sich wirtschaftliche Entwicklung

nicht ohne politische und territoriale Machterweiterung vorstellen kann, ist dies nur konsequent; aber es zeigt zugleich den inneren Widerspruch, in den sich der politische Imperialismus immer wieder verwickeln muß.

Denn jeder politische Imperialismus verneint notwendig den anderen — und hat im Räume stehen sich die Staaten. Gerade dadurch zeigt sich aber, daß es in der Weltgeschichte doch „etwas gibt über den Staat hinaus“, weil es eben einen isolierten Staat nicht mehr geben kann; daraus folgt, daß man zwar seinem Volke den Trieb zur Selbsterhaltung abspitzen kann, daß aber, wie bei allen anderen biologischen Prozessen, auf die sich Bernhardi so gerne beruft, das Wachstum nur in den Formen der Anpassung sich vollzieht. Diese Anpassung muß sich wohl, wie die Gegenwart lehrt, unter gegebenen Verhältnissen auf dem Wege des Kampfes, des Krieges vollziehen. Aber der Krieg ist doch nur Mittel, und Zweck ist die gegenseitige Anpassung. Die Kriegsvorbereitung ist daher nicht, wie Bernhardi meint, „die erste und wichtigste Aufgabe jedes großen Kulturvolkes“ (S. 139), sondern die erste Aufgabe ist die Verwirklichung der Kultur, und deshalb darf die Verwirklichung des Krieges nicht an dem Maßstabe der Machterweiterung eines bestimmten Staates, sondern nur an dem Maßstabe der kulturellen Notwendigkeit und Nützlichkeit gemessen werden. Es gibt auch für die äußere Politik der Staaten einen kategorischen Imperativ. Der einzelne Staat handle so, daß die Maxime seines Handelns zur Norm für die Handlungen des Kulturstaatenbundes werden könnte. Bernhardis Theorie widerspricht diesen Grundsätzen. Deutschland aber hat das Recht, daß es nach seinen Interessen und nicht nach den Theorien des Herrn v. Bernhardi beurteilt wird.

Der gestrige Tagesbericht.

Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Ausgabe enthalten.

Großes Hauptquartier, 13. Juli. (B. B. Anstalt.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Ein französischer Bombardierangriff bei der Zuckermühle von Sancy wurde abgewiesen. Im Anschluß an den Sturm auf den Kirchhof wurde darüber hinaus unsere Stellung in einer Breite von 600 Metern vorgeschoben und auch das an der Straße nach Arras gelegene Cabaret Montge genommen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere, 215 Mann erhöht. Verschiedene Anläufe zu feindlichen Gegenangriffen wurden unter Feuer genommen; ihre Durchführung wurde dadurch verhindert.

Zwischen Maas und Mosel entwickelte der Feind lebhafteste Artillerie-Tätigkeit. Viermal griff er im Laufe des Abends und der Nacht unsere Stellungen im Priesterwald an. Die Angriffe brachen unter großen Verlusten vor unseren Linien im Feuer zusammen.

Ostlicher und Südoostlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Vom Unterseeboots- und Handelskrieg.

Brissach, 13. Juli. (B. B. Anstalt.) Meldung des Heerischen Bureaus. Der Fischdampfer „Sainton“ ist gestern in der Nordsee von einem Unterseeboot versenkt worden. Die Besatzung wurde gerettet.

London, 13. Juli. (B. B. Anstalt.) Meldung des Heerischen Bureaus. Die Besatzungen der Fischdampfer „Merlin“ und „Emara“ sind heute in Lowestoft gelandet. Beide Schiffe wurden durch Bomben, die von Besatzungen deutscher Unterseeboote an Bord gelegt wurden, in die Luft gesprengt.

Kristiania, 12. Juli. (Frankf. Btg.) Der „Sjostad“-Dampfer wurde der aus Glasgow kommende Dampfer „Mascara“, der zwei Jahre alt ist und 5000 Bruttotonnen last, im Weichen Meer bei der Dänisch-Norwegischen Verlekt

Die Baumwollfrage.

London, 13. Juli. (B. B. Anstalt.) Meldung des Heerischen Bureaus. Bei der Besprechung im Unterhause ob Baumwolle für Kontorhande erklärt werden solle, sagte der Untersekretär im Auswärtigen Amt, Lord Robert Cecil, Englands Ziel sei, zu verhindern, daß Deutschland mit Baumwolle versehen werde. Dieses Ziel müsse erreicht werden, ohne gegen die Neutralen ungerecht aufzutreten und unter Beachtung der Bestimmungen des Völkerrechts. Denn England habe in diesem Kriege immer das Völkerrecht vertheidigt. Die Regierung glaube, daß das für die Niederlande ausge-

arbeitete System, das in ähnlicher Form auch auf andere Länder anzuwenden sei, in den meisten Fällen dem zuvorzuzunehmen, daß Baumwollseide Deutschland erreicht, und dies auf die Dauer ganz verhindern werde. Wenn das nicht eintreffe, sei die Regierung bereit, wirksamere Maßnahmen zu ergreifen. Cecil besprach sodann die Schwierigkeiten der ganzen Baumwollfrage und sagte: Wir müssen damit rechnen, daß Skandinavien und die Niederlande große Baumwollseide konsumierende Länder sind. Wir müssen eine Politik zu verfolgen trachten, die ihre rechtmäßigen Interessen berücksichtigt.

England als Hüter des Völkerrechts, das ist wie wenn die Kage sich als Hüterin der Singvögel ausgibt.

England als Zensur.

Stockholm, 13. Juli. (W. B. Nichtamtlich.) „Svenska Dagbladet“ vom 13. Juli meldet: Gestern hat die schwedische Telegraphenverwaltung die Nachricht erhalten, daß die englischen Behörden in der Frage der Telegrammenzensur zu einem Entgegenkommen bereit seien. Die Mitteilung besagt, daß England Telegramme, deren Beförderung den englischen Interessen schädlich sei, auch fernerhin der Zensur unterwerfen müsse, daß es aber bereit sei, dem Abseher von dem Anhalten der Telegramme telegraphisch Mitteilung zu machen, sowie auf Wunsch bei Telegrammen über 5 Francs die bezahlten Telegrammgebühren für die Strecke, auf der sie nicht befördert werden, zurückzuerstatten, und zwar bei Telegrammen Schweden-Amerika nur für die Strecke England-Amerika, letzteres jedoch nur unter besonderen Bedingungen. Für Anwendung des ganzen Verfahrens ist Voraussetzung, daß die Regierungen der nordischen Länder bei englischen Telegrammen, die von den nordischen Zensurbehörden angehalten werden, zu einem gleichen Verfahren bereit sind.

Frankreichs Kohlennot.

Lyon, 13. Juli. (W. B. Nichtamtlich.) „Progrès“ meldet: Der Wirtschaftsrat hat in seiner letzten Sitzung unter dem Vorsitz des Justizministers Briand den Beschluß gefaßt, daß der Staat 100 bis 180 Handelschiffe im Ausland kaufen soll. Diese Maßnahme, deren Durchführung von autorisierten Personen als bevorstehend betrachtet wird, hängt mit der großen Kohleneinfuhr Frankreichs zusammen, namentlich damit, um den Bedarf für den nächsten Winter zu decken.

Friedensstreben und Volksstimmung in Frankreich und England.

Der Pariser Korrespondent des „Vernier“ bespricht das Echo, das die Kundgebungen der deutschen Sozialisten in Frankreich gefunden haben, und zieht folgenden Schluß: „Solange die Franzosen noch einen Funken Hoffnung haben, mit ihrem Heer die Deutschen aus Frankreich und Belgien vertreiben zu können, solange wird auch der eifrigste Pazifist in Frankreich nicht von Frieden reden, geschweige denn, daß man irgend einer Stimme des Auslandes Gehör schenken würde. Jetzt würde jeder Franzose, der von Frieden spräche, als Verräter und jeder Ausländer, der vermitteln wollte, als verdächtig angesehen. Darum kommt auch die Debatte über die Kundgebungen der deutschen Sozialdemokratie nicht über politische Plankleinen nach innen und Hohn und Verdächtigungen nach außen hinaus.“

Dieses Urteil weicht von dem London-Wiener Bericht, den wir gestern wiedergaben, insofern ab, als dieser Bericht bereits von einer revolutionären Stimmung in Teilen der Armee redete. Den London-Wiener Bericht mußten wir nach seiner Herkunft und den Umständen, zweifelnd aufnehmen. Die Schilderung des „Vernier“ erscheint uns um deswillen glaubhafter, weil gerade der „Vernier“ sich in dieser ganzen Kriegszeit als aus Frankreich gut unterrichtet erwies. Nebenbei sei bemerkt, daß auch die Zeitungen aus Frankreich und England keine einzige Stimme brachten, die bedingungsloses Eingehen auf die Verhandlungswünsche der Aufrufe aus der deutschen Sozialdemokratie kundgab. Oder doch: der sozialistische „Labour Leader“ fordert die sozialistischen Organisationen Großbritanniens auf, das deutsche Beispiel nachzuahmen und auf die britische Regierung einen Druck zu üben, des Friedens auszuüben. Unter Bruderorgan befürchtet jedoch, daß die Britische Sektion der Internationale, die doch außer der Un-

abhängigen Arbeiterpartei und der Britischen Sozialistischen Partei auch noch die Fabler-Gesellschaft und die Arbeiterpartei einschließt, sich zu einem derartigen Schritte nicht würde entschließen können. Das Blatt fordert deshalb die unabhängige Arbeiterpartei auf, selbständig zu handeln und eine Aufforderung an die Arbeiter zu erlassen, für den Frieden zu wirken.

Also selbst das einzige englische Blatt, das freudig den Vorschlag der deutschen Sozialdemokratie aufnahm, erwartet nur von einem einzigen Zweig der britischen Arbeiterbewegung verständiges Entgegenkommen.

Das italienische „Befreiungswerk“.

Unser Mailänder Parteiblatt, der „Avanti“, veröffentlicht eine treffliche Satire über die Segnungen, die die italienische Regierung durch den Krieg der Grenzbevölkerung bringen will. Es heißt da:

„Unter der österreichischen Herrschaft hat die Bevölkerung am Jongo, die jetzt über ihre endliche Befreiung von dem Joch der Barbarei jubelt, sich nicht zu verachtender Vorteile des wirtschaftlichen Lebens erfreut. Der Preis der notwendigen Lebensbedürfnisse war dort erheblich niedriger, als in den italienischen Ortschaften der Ostgrenze, so daß die Bewohner der italienischen Grenzgebieten täglich zu den „Unerlösten“ hinübergingen, um dort Kaffee, Zucker, Mehl, Zigarren, Schokolade und andere Gegenstände zu kaufen. Der Schmuggel blühte dort zum nicht geringen Vorteil sowohl der schon Erlösten, wie der nicht Erlösten Einwohner. Auch was den hygienischen Zustand der Häuser und die Mieten betrifft, so bestand ein erheblicher Unterschied zwischen den Wohnstätten der ländlichen Ortschaften von Ostvenetien und den Häusern in den Ortschaften, die so spät in den Schoß des italienischen Mutterlandes zurückgeführt werden sollen. An der Jongolinie sieht man nicht die strohbedeckten Hütten, wie in der Provinz Venedig, und die Bauern im Górischen sind keine „Opfer“ der Belagerung, wie jene im Bezirke Portogruaro und San Dona. Auch die Nachtverträge, welche die bis jetzt unerlösten Bearbeiter des landwirtschaftlichen Bodens von ihren Grundherren (die oft getreue Untertanen Kaiser Franz Josephs sind) zu erlangen vermochten, sind Manna und Zucker im Vergleich zu den Verträgen, die die reichen italienischen Patrioten ihren Bauern in den banachbarten italienischen Ortschaften von Portogruaro und Cavazuccherina großmütig zugestanden haben.“

Was wird nun aus den Lebensmittelpreisen werden, nachdem nach so vielen Jahren angstreicher Erwartung die „Unerlösten“ ihrer „Erlösung“ entgegensehen? Werden sie den Kaffee und den Zucker und die anderen Waren doppelt so teuer als vorher bezahlen? Werden sie ihre Ertragsnisse aufschmelzen sehen? Was wird aus ihren Arbeitsbedingungen werden? Werden die bisherigen österreichischen Grundbesitzer nun dem Beispiel derer folgen, die bisher immer italienisch waren? Auf diese Fragen muß die italienische Regierung offenbar zur Beruhigung der Bevölkerung seiner Landesleute eine Antwort geben. Das Dekret über die Neuorganisation der „befreiten“ Provinzen enthält eine lange Reihe von bürokratischen und Verwaltungsvorschriften, sagt aber kein Wort über diese wichtigen Fragen des wirtschaftlichen Lebens der dortigen Bevölkerung. Was wird zum Beispiel aus den Krankenkassen werden, von denen man in Italien, obgleich es so viel mehr zivilisiert ist, noch nicht einmal eine entfernte Idee hat?

Aus alledem ergibt sich, wie berechtigt die Befürchtungen jener sind, die sich fragen: Werden wir nach Befreiung von der österreichischen Herrschaft all der Vorteile verlustig gehen, die wir bisher genossen haben? Und andererseits: Haben wir anderen italienischen Bürger unsererseits das Recht zu fragen: Wenn den Erlösten die Fortdauer des Genusses der von ihnen im Stande der Unterjochung genossenen Vorteile gewährt worden, kann dann unter freies Land die Ungerechtigkeit ausüben, daß es diese Vorteile nicht auch auf uns erstreckt? Daraus ergibt sich der höchst merkwürdige, in der Geschichte übrigens nicht vereinzelte Fall, daß die Befreier, wenn sie sich wirklich zivilisiert zeigen wollen, von den verjagten Unterdrückten lernen müssen. Und so werden vielleicht eines Tages zum Beispiel die mailändischen Industriearbeiter sich deshalb für die Befreiung der unerlösten Gebiete dankbar zeigen, weil

diese unter anderem das Ergebnis gehabt hat, daß ein ausgezeichnetes österreichisches Gesetz in Italien angenommen werden mußte. Und all das beweist, so schließt der „Avanti“ seine gelungene Satire, „daß es kein zivilisiertes Volk gibt, das nicht auch etwas von den Barbaren lernen könnte.“

Rumäniens Haltung.

Seit dem Freitag voriger Woche reden eine Anzahl deutscher Zeitungen, von den Fortschrittlichen bis zu den Konservativen, eine energische Sprache wegen der Haltung Rumäniens. Die Ausführungen gipfeln darin, daß Rumänien fortwährend die Munitionsdurchfuhr nach der Türkei verbietet, dagegen aus Russland kommende militärische Unterstützungen nach Serbien ungehindert durchgelassen und diese sowie sein Durchfuhrverbot gegen die Türkei entschuldigt hat unter Hinweis auf den Druck, den Russland, bezw. die Triple-Entente deswegen auf Rumänien ausübt. Vorangeworfen wird dem Rumänen, daß sie diese unfreundliche Haltung gegen die Türkei und die Zentralmächte üben, obgleich sie mit letzteren in einem alten Vertragsverhältnis ständen, durch welches Rumänien zum mindesten zu einer wohlwollenden Neutralität verpflichtet wäre. Wenn sich bisher Rumänien allenfalls damit entschuldigen konnte, daß es die übermächtige russische Militärmacht fürchte, so sei dieser Grund hinfällig geworden. Letztere sei für jetzt und auch lange Zeit nach dem Kriege zu einer Offensive außerordentlich geschwächt. Wahrscheinlich aber spekuliere Rumänien im Interesse seines zuzeit unterbundenen Seehandels darauf, indirekt zur Bezwingung und zur Öffnung der Dardanellen beizutragen, wofür die Ententemächte die Internationalisierung der Meerengen versprochen. Ein Verprechen, das sich bei Russlands weitergehenden Ansprüchen gar nicht halten lasse. Verbarbare Rumänien bei seiner bisherigen nicht wohlwollenden Politik gegen die Zentralmächte und die Türkei, dann müßten erstere — das ist ungefähr der Sinn der jetzigen publizistischen Auseinandersetzungen — ihre bisherige Haltung gegenüber Rumänien wohl oder übel ebenfalls einer ernstlichen Revision unterziehen.

Aber auch in Russland werden Beschwerden gegen Rumänien laut. Die „Romoje Wremja“ vom 1. Juli verzeichnet es als Meinung der ausländischen Presse, daß die Unterstützung der Feinde durch Rumänien mit Vorrat und Vorrat ein Ultimatum verdiene. Bulgarien verurteilte die Gelegenheit, sich durch das Einschreiten gegen diesen schädlichen Handel die slawische Verzeigung zu verdienen. Rumänien sei für solche, den Deutschen und den Türken erwiesene Hilfe wert, den Ausgang zum Meere und die Hoffnung auf Siebenbürgen als Lohn für „ehrliche“ Neutralität zu verlieren.

Denklich sichtbar ist jedenfalls, daß Rumänien mit keiner Partei es ganz verderben will. Erst wenn unzweifelhaft feststeht, welche Partei siegen wird, möchte es sich zu dieser Partei schlagen und so zu einem unverdienten Siegeslohn kommen. Da Russlands Siegesaussichten so stark gesunken sind, zeigt Rumänien in den letzten Tagen wieder den Zentralmächten ein freundlicheres Gesicht. Nach halbamtlichen Bukarester Meldungen gelten vom nächsten Sonntag ab neue Bestimmungen für die Ausfuhr von Getreide, sowie von jenen Waren, deren Ausfuhr nicht verboten ist. Ausgehend von der Notwendigkeit, keine rumänischen Waggons über die Grenzen zu lassen, erfolgt die Beförderung der Waren bis zu elf in deren Nähe gelegenen Orten. Von hier aus hat die Weiterbeförderung durch die Käufer zu erfolgen. Auf diese Weise sollen täglich in den verschiedenen Grenzorten gegen 360 Waggons befördert werden.

Russisches.

Petersburg, 13. Juli. (W. B. Nichtamtlich.) Dem „Njetsk“ zufolge wird auf den Eisenbahnen nach Moskau eine große Menge Holz und Gut, Stoffe, Möbel, Kostbarkeiten u. a., das bei den letzten Unruhen geraubt worden ist, dorthin zurücktransportiert. Es wird alles in besonderen Speichern untergebracht. — In Pskow und anderen Provinzstädten wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Unter den Verhafteten befinden sich Moskauer, die das Geraubte losschlugen. Sie werden nach Moskau übergeführt.

Seuilleton.

Por tanto.

Von Leo Kolisch (gefallen in Kalizien).

Por tanto! por tanto! sagt das rasche Rad meines Schubfahrrads. Von vorn und von rückwärts antworten mit ähnlichem Auf die Räder der „Companieros“. Und so kreischt die lange Reihe der eisernen Räder unaufhörlich ein eifertiges Lied. Nur hinten die letzte Räder stimmt nicht zum Konzert; sie kann den Rhythmus, den eisigen Dreivierteltakt, nicht mitmachen, trotzdem sie nicht einmal so voll beladen ist mit den schweren, tiefenden Erdklumpen, wie die übrigen „Caracillos“. Deshalb muß ihr Bestreben viel anstrengen von den Arbeitsgefährten: Sticheleien, Grobheiten, herbe Unflätigkeiten, wilde Drohungen. Aber er gibt selten Antwort, schaut die Vergerlichen nur verständnislos an aus großen blauen Augen; höchstens grinst er freundlich und ruft frohlich: „No comprendo!“ (Ich verstehe nicht!) Es ist eine rechte Last mit dem Bengel!

Wir sind unser vierzig vor einigen Tagen von Buenos Aires hergefahren worden. Erdbarbeit por tanto (im Afford), der Rubilmeter 50 Centavos bis 1 Krone, je nach dem Boden. Wo wir jetzt arbeiten, sollen in zwei oder drei Jahren feste Kanäle ein heute noch sumptiges, ödes Land entwässern und es gleichzeitig mit dem nicht allzu weit entfernten Meer in Verbindung bringen. Die Arbeiten weiten sich über eine riesige Fläche Oebland, größer als ein deutscher Mittelstaat. Zwanzig Kanäle werden das Land durchziehen, und ein Hauptkanal wird die zukünftige Gente dem Meeresstrand zuführen. Und dort wird bald eine moderne Hafenstadt aus dem dünnen Sand emporsteigen.

Wir sind durchweg tüchtige Erdbarbeiter und haben uns ein ergiebiges Terrain abstecken lassen. 70 Cents für den ausgeschütteten Kubilmeter werden wir bekommen, und der Ingenieur verspricht uns eine Extrabergütung von 5 Centavos für den Kubilmeter, wenn wir auf jeden Mann und Tag mindestens zehn Kubilmeter fördern. Schnell sind die beiden Leinwandzelte, die wir erhalten, aufgebaut. Einer wird zum Kochhaus, er muß über Tags mitarbeiten und geht nur eine Stunde vor den Mahlzeiten an die Kocherei. Koh, Puchero, Guisado oder Ratte auf offenem Feuer gekocht, braucht kaum so lange Zeit. Die „Biveros“ (Lebens-

mittel) bringt uns ein Karren aus dem Hauptlager, das sich 5 Kilometer weiter landeinwärts befindet. Zum „Cafesillo“ (Kaffee) werde ich gewählt, weil — die anderen entweder nicht Spanisch oder nicht schreiben und rechnen können. Ich muß dem Ingenieur unsere von ihm berechnete Arbeitsmenge nachweisen, die Lebensmittel und andere Bedarfsartikel übernehmen und verkaufen. Auch die Verrechnung mit dem Magazin und dem Lohnbureau erfolgt durch mich. Aber auf die Arbeitseinteilung nehme ich keinen Einfluss, das habe ich mir gleich anbedungen. Ein alter Piemontese übernimmt das Vorratshüterpolen.

Und nun geht das Gassen los. Die harte Erdruste ist nur dünn, und darunter liegt herrliches, schwarzes, butterweiches Moor. Der Damm, den wir aufschütten, wächst rasch, und der See, der sich an seinem Fuße bildet, dort, wo wir das Erdrust wegheben, wird immer länger. Wir graben und schaufeln und laden, daß der Ingenieur, der manchmal nachschauen kommt, immer zufriedener schauzelt. Aber die Vergütung können wir noch nicht einstreichen, trotz allen gegenseitigen Antreibens. Mehr als 9 Kubilmeter täglich fördern wir nicht pro Mann. Das ist viel bei zwölftägiger Arbeitszeit. Und dem Zwingerherrs Afford doch noch viel zu wenig.

In der Morgenkühle, es ist ja schon April, der zweite argentinische Herbstmonat, arbeitet sich's am besten. Da brennt die böse Sonne noch nicht auf die Haut, und im Grundwasser ist es angenehm feisch. Dann aber, nach dem Frühstücksmatter, beginnt die Qual. Der Schweiß rinnt in Strömen von dem entblößten Körper, und die Schaufel wird, ach, so schwer! Mancher Klumpen schwarzmooriger, tiefender Erde klatscht von halber Höhe in die Grube zurück, statt in der Schubkarre zu landen. Und dann springt das braune Wasser hoch empor an den Affordfloden, die in der Dürbe stehen und alle fluchen. Denn wenn einer in der Reihe später fertig wird, müssen alle seine Hintermänner auf ihn warten. Auf schmalem Brett geht's dann, wenn alle Karren voll sind, zum Damm und an ihm, manchmal in einem Winkel von 25 oder 30 Grad, in die Höhe. Oben werden die Karren entleert, der Apaloz verteilt die Erdmassen, legt die Fächerreiter zurecht und glättet die Dammschichten. So treibt uns der Afford Stunde um Stunde und kennt keine Ruhe, weiß von keinem Erbarmen. Das Essen wird heruntergewürgt, und schon stehen die Companieros am Schubkarren. Der Nachmittag, nur unterbrochen von einer kurzen Kaffeepause, vergeht ähnlich; nur daß die Sonne noch heißer brennt, die Tabacos (eine Drogenart) noch mühtender stehen als am Vormittag. Jedoch: wir sind alle Erdbarbeiter. Die Hitze

quält uns, aber sie bricht unsere Kraft nicht ganz. Oft nur noch mechanisch heben unsere Arme den Spaten voll zäher, nasser, schwerer Erde aus der Grube; aber wir arbeiten fort!

Einer schreit den anderen an, heißt ihn einen Dieb, einen Räuber, der die Gefährten aussticht, einen Landstreichler und Ladron, und wenn die lange Reihe der Karren den Damm emporsteigt, jagt der Hintermann den vorderen durch schnelles Fahren. So ist der Afford.

Und der Mann, der da nicht kann und unser Tempo stört, ist deshalb sehr, sehr überlästig. In unserem Falle ist's ein junger Hamburger, ein Leichtmatrose. Der Burche ist groß und hübsch gewachsen. Hat wohl Löwenkräfte. Aber die helfen ihm, so lange er die Griffe und Kniffe beim Schaufeln und Karrenschieben nicht heraus hat und die Hitze nicht gewöhnt ist, sehr wenig. Im Gegenteil. Er, der halbe Afford, kann nicht arbeiten! Er, der Starke, Junge, kommt nicht mit nach? Das kann nur böser Wille sein! Und sie behandeln ihn danach. Die Spanier, Italiener, Argentinier und Gallegos. Wir, dem Austriaco-Alleman, übertragen sie die Aufgabe, ihm verständlich zu machen, wie überflüssig und schädlich er der Affordgemeinschaft ist. Beim Essen meiden sie seine Nähe, die Schlafnachbarn rücken von ihm ab, und öfter als einmal behütet nur mein Dazwischentreten Fälligkeiten. Aber er, der harmlose lächelnde junge Piese, macht sich nicht viel aus alledem: „No comprendo“, ich verstehe nicht. Das ist nach wie vor sein Hauptwort.

Bis eines Morgens die anderen sich weigern, anzutreten: „Wenn er weiter arbeiten will, hören wir auf.“ Und dabei bleiben sie auch dem Ingenieur gegenüber. Wieder vermittelt ich. Der Ingenieur, dem der große blauäugige Hamburger gefällt, nimmt ihn schließlich als Hilfskraft in seinen Dienst. Zum Reglab halten, zum Tragen der Apparate wird er wohl doch taugen. Wir fertigen ihn mit einem Tagelohn ab, und er geht. So kann seine lockende Hilfslosigkeit vielleicht die erste Stufe einer ganz hübschen Laufbahn sein. Hat er daheim Rechnen und Geometrie gelernt, dann ist er wohl in zwei, drei Jahren wohlhablicher Feldmesser. Wenn er nicht inzwischen wieder Schussucht nach einem „Rasten“, nach dem Meer und nach St. Pauli bekommt.

Wir anderen aber schaufeln und graben und laden weiter. Nun erst beginnt das richtige Affordtempo. Noch eifertiger bekommen sich die Räder, noch wilder fahren die Stahlschuppen in das weiche Moor; wir troken der Sonne, dem Regen, den Stachmüden. Jeder Rubilmeter, der den Damm höher hüllt, bringt uns 70 Cents, und wenn jeder mehr als zehn täglich macht, 70 Cent.

Parteienheit!

Die „Frankfurter Tagespost“ schreibt:

Es hat in Deutschland immer Leute gegeben, die auf das Zerfallen der deutschen Sozialdemokratie spekuliert haben. Seitlich viele äußere Anlässe zu derartigen Auffassungen gab die deutsche Arbeiterbewegung. Sie war ja tatsächlich während des Jahrzehnts vor 1875 gespalten und zeitweise nicht bloß in zwei Gruppen. Die Lassalleaner waren unter sich gespalten und der Krieg von 1870 bedrohte auch die Eisenacher mit einer Spaltung. Ist die Partei in den 40 Jahren seit dem Gothaer Einigungskongress von 1875 eine einzige und dem Feinde gegenüber geschlossene Partei gewesen, so hat es doch kein einziges Jahr seit diesem denkwürdigen Kongress gegeben, in dem nicht wichtige Fragen die sozialdemokratische Partei in verschiedene Lager gespalten hätten. Sie haben bisher weder ihre Entschlossenheit noch ihre Stimmkraft gefährden können. Die Partei hat neben der Freiheit der Diskussion, die ihr zuletzt immer noch wohlgetan hat, die aber doch hier und da ihren inneren Zusammenhalt zu erschüttern schien, gar feste eiserne Reifen, die sie immer wieder zusammengehalten hat. Wir sind der fröhlichen Meinung, daß selbst wenn das, was wir nicht befürchten, einmal doch eintreten würde, wenn der innere Zusammenhalt einmal gelöst würde, diese eiserne Reifen wieder zusammenreißen würden, was nach verschiedenen Richtungen über den Rahmen unserer Bewegung hinausdrängen könnte.

Jeder Scharfsehende erkennt selbst in dieser Zeit des Bürgerkriegs — wir wollen nicht von der Kriegszeit reden —, daß sich nach der Wiederkehr normaler Zustände die Gegensätze von Arbeit und Kapital wieder kräftig zeigen müssen. Wir sind weiter der Meinung, daß in einer Zeit, in der gemeinsame Aktionen mit Reich-Dürstlichen Gewerkschaften und christlichen Gewerkschaften angebahnt werden, unsere Gewerkschaften alles im entscheidenden Augenblick, selbst Zugeständnisse an ihnen unumgängliche Forderungen in der Arbeiterbewegung, darzulegen werden, um die sozialdemokratische Partei als Einheit festzuhalten. Bedeutet doch die Spaltung der sozialdemokratischen Partei ganz naturgemäß auch die Spaltung jeder Gewerkschaft in Deutschland. Bei den Schwierigkeiten, die den Gewerkschaften auf wirtschaftlichem Boden nach dem Kriege nicht erspart sein werden, bei der großen Belastungsprobe, die mit der Erneuerung aller Tarifverträge nach dem Ende des Krieges den Gewerkschaften bevorsteht, bedürfen sie die Einheit und Geschlossenheit mehr denn je. Es mag der eine oder andere in den Gewerkschaften, wir glauben, es sind gar wenige, eine derartige Spaltung leicht nehmen. Aber bei der Ungewißheit der Entscheidungen in der Zukunft, die nicht von den Gewerkschaften allein abhängen, kann niemand wissen, wie die Gewerkschaften, wenn die Spaltung nicht verhindert würde, sich nach einem Friedensjahre, das ein schweres soziales Kriegsjahr sein kann, gliedern würden. Kein ernsthafter Mann kann deshalb eine Abspaltung der Einheit in den Gewerkschaften wünschen. Diese Einheit in den Gewerkschaften ist aber gefährdet, wenn nicht die Geschlossenheit gesichert ist in der gesamten Arbeiterbewegung. Diese nützliche Ueberlegung ist eine weit größere Kraft für unsere Bewegung als alle Sympathien und Antipathien, als alle Illusionen und Absprecherien.

Die allgemeine Stimmung der Partei scheint gegen die Diskussionen zu sein. In dieser Abneigung gegen Diskussionen in der Kriegszeit liegt ein sehr gesunder Sinn, denn diese Diskussionen, die zwar die ganze Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie begleiten, sind in dieser schweren Kriegszeit weniger als in den Zeiten des Friedens. Als Einzelpersonen, wie als Glieder von Gemeinschaften, wie als Volksgenossen sind wir alle jetzt aufgeregter als sonst. Niemand kann heute alles überleben, wenn auch einige meinen, den Stein der Weisen gerade in der Kriegszeit gefunden zu haben. Zur kritischen Prüfung fehlen während der Kriegszeit in weit höherem Maße die Voraussetzungen, als in den Zeiten des Friedens. Gerade deshalb tritt die Rechthaberei jetzt noch weit schroffer auf, als wir es sonst in der Partei gewohnt sind. Die Zensur erspart die rückhaltlose Auseinandersetzung, das läßt viele Erörterungen jetzt sehr unzeitgemäß erscheinen. Es ist weiter nicht möglich, daß die Massen der Parteigenossen und ihre bestimmten Organe zu diesen Erörterungen Stellung nehmen. Parteitage, Landesparteitage, Gaukonferenzen, ja selbst Generalversammlungen unserer Vereine scheinen wegen mannigfacher Rücksichten, die man üben muß, entweder überhaupt nicht möglich oder stehen mit ihrem Beschlüssen auf unfestem Boden, weil der größte und aktivste Teil unserer Mitglieder von der Beteiligung am Parteileben ausgeschlossen ist.

Die Schwierigkeiten der Auseinandersetzung bestehen nicht nur in dem verschiedenen Grad der Ausdrucksmöglichkeit, sondern auch in der unglücklichen Austragung der Differenzen, in mancherlei Verschiedenheiten des Temperaments, ja auch in der Betonung starker Antipathien und selbst in unabweislichen Mißverständnissen, ja so merkwürdig es klingt, sogar in der Betonung von Selbstverständlichkeiten. Daß innerhalb unserer Bewegung kein einziger Mensch die nationale Selbstständigkeit Deutschlands in Frage gestellt haben will, ist eine Unfehlbarkeit. Derartige Wahrheiten aber, die jeder Mensch kennt und an die niemand zweifelt, als etwas Entscheidendes für die eine Richtung anzuführen, erscheint nach innen nicht glücklich, wenn es vielleicht nach außen, ohne daß eine Absicht hierfür vorliegt, sehr starken Eindruck machen kann.

Der ganze Haß innerhalb unserer Partei dreht sich, und es ist das politisch sehr unerfreulich, um die Abstimmung vom 1. August 1914. Das Unerfreuliche besteht darin, daß man aus dieser Abstimmung, die unter den damaligen Verhältnissen für die überwiegende Masse der Parteigenossen etwas Selbstverständliches war, ganz anderes hineinlegen will, als in ihr lag. Es scheint vereinzelte Genossen zu geben, die in dieser Abstimmung das A und O der Partei, ihre Gegenwart und Zukunft sehen und, daß sie alles andere, was die Partei zusammengeführt und was die Geschichte der Partei gelehrt hat, neben diesem Beschlusse als vergessenswert und gleichgültig hinstellen. Man vergißt bei diesem Beschlusse auch, daß er im innigen Zusammenhange mit der Erklärung des Tages steht, die ja auch bei den ähnlichen Beschlüssen der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage wiederholt wurde. Sich dieses innigen Zusammenhanges der Abstimmung und der Erklärung bewußt zu sein, ist wichtig, ja würde im hohen Maße parteieinigend wirken. Gerade die Trennung des Beschlusses von der Erklärung schafft einen Teil der Schwierigkeiten, in denen wir uns befinden. Weil dieser innige Zu-

sammenhang nicht allgemein empfunden wird, ist auch die Mehrheit in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion nicht etwas Einheitsfächer. Ihre Haltung wird durch verschiedene Motive und durch abweichende Auffassungen über die Aufgaben und über die Zukunft der Partei bestimmt. Genau so ist es aber auch mit der Minderheit befaßt, auch in dieser gibt es eine Musterkarte von Anschauungen.

So auffallend es ist, so wirkt gerade diese Vielfältigkeit der Anschauungen, sowohl bei der Mehrheit wie bei der Minderheit der Reichstagsfraktion für die Einheit der Partei. Rame eine der Gruppen zur selbständigen Konstituierung, so würde die Gruppe rechts, wie die Gruppe links finden, daß sie neben dem allgemein Uebereinstimmenden so viele Verschiedenheiten in sich birgt, daß sie einer derartigen Gruppierung im Wege stünde. Ein Parteiblatt hat versucht, vier Gruppen in der Partei festzustellen, aber schon die Beispiele für die Zugehörigkeit zu jeder Gruppe zeigen, daß in jeder Gruppe wenigstens hüllig Uebereinstimmende Genossen vorhanden sind, weil sie lediglich zusammengebracht wurden nach ihrer Stellung zur Fortdauer des Krieges.

So bedeutungsvoll diese Stellung ist, ein parteibildendes Moment ist sie nicht. Parteibildend können nur die Verhältnisse in der Friedenszeit sein. Bloß die Erfahrungen und die Tatsachen in normaler Zeit können die prinzipielle Haltung wie die Taktik der Arbeiterklasse bestimmen. Der momentane Ausdruck einer Kriegsstimmung reicht nicht aus, um eine große Partei auf neue Grundlagen zu stellen.

Der Krieg hält uns alle gefangen. Unser ganzes Sinnen und Denken ist durch ihn bestimmt. Es ist ein ungeheuerliches Weltgeschehen, von dem wir uns nicht befreien können. Es ist Sturm und Verwirrung nicht nur in Ostpreußen und Polen, nicht nur im Elb- und in Mäandern, sondern auch in Millionen Köpfen und Herzen.

Ostpreußen und Mäandern, Elb- und Polen werden wieder zu neuem Leben erwachen, wenn die blutrote Sonne des Krieges untergegangen sein wird. Ruhe und nützliche Ueberlegung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die klare Erkenntnis der Aufgaben werden wieder Besitz ergreifen von den Köpfen und Herzen der Arbeiterklasse.

Nach der Zeit der Zerstörung und des Widerstands kommt die Zeit des Aufbaues und des Zusammenwirkens!

Wer mit vollem Herzen bei der Partei war, empfindet mit tiefstem Schmerz die Zerküftung in unseren Reihen. Er ist aber auch voller Überzeugung, daß die Einheit und Geschlossenheit der Partei und der Gewerkschaften zuletzt über alle Politisiererei von rechts und über alle Sektiererei von links den Sieg davontragen wird, wie im Jahre 1870 und wie in all dem Streit, der uns zu Sprengen drohte in den Jahren nach 1875.

Auslet werden wir alle wieder wirken für die Einheit der Partei.

„Dokumente zum Weltkrieg 1914.“

Die Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, hat nunmehr den 3. Teil des französischen Gelbbuches erscheinen lassen. Damit liegt das französische Gelbbuch vollständig vor. Der 3. Teil enthält die Aktenstücke von der Kriegserklärung Österreichs an Serbien bis zum Kriegsausbruch zwischen Frankreich und Deutschland. Darunter befinden sich also auch die Beschlüsse des Präsidenten Poincaré, die dieser in der Parlamentskammer am 4. August zur Verlesung brachte, und die Reden des Ministerpräsidenten Viviani aus der Sitzung der Deputiertenkammer vom 4. August 1914. Auch bei dem französischen Gelbbuch hat sich der Herausgeber, Genosse Eduard Verstein, streng an das Programm gehalten und sich auf die getreue Wiedergabe der amtlichen Dokumente beschränkt. Ein Register erleichtert das Nachschlagen der Aktenstücke. Die drei Hefte, die das französische Gelbbuch umfaßt, kosten zusammen 1 Mark. — Demnächst gelangt das italienische Grünbuch zur Ausgabe.

Die Teuerung in Ungarn.

Ueber die Steigerung der Lebensmittelpreise in Budapest in der Zeit vom 20. Juni 1914 bis zum 25. Juni 1915 geben folgende Zahlen Aufschluß. Es kosteten pro Kilogramm in Kronen:

	am 20. Juni 1914	am 25. Juni 1915
Rostbraten	1.00—3.00	3.20—5.00
Schweinefleisch	2.00—2.80	4.60—5.60
Schmalz und Speck	1.52—1.63	4.40—5.00
Terbutter	3.20—4.00	5.20—6.00
Wahnen	0.28—0.44	1.40
Reis	0.80—0.70	2.40
Mehl (pro Liter)	0.24—0.32	0.36—0.48

Ein Gleichbleiben oder gar ein Gerabgehen der Preise ist nur beim Grünzeug zu bemerken, dessen Ein- und Verkauf die Stadt selbst organisiert hat.

Aus der Partei.

Bezirk Mecklenburg-Vorpommern.

Die Bezirkskonferenz lehnte gegen vier Stimmen eine Resolution ab, die die Reichstagsfraktion zur Ablehnung der Kriegskreditverpflichtung wollte. Gegen zwei Stimmen wurde eine Resolution angenommen, die nach der „Mecklenb. Volkszeit.“ lautet: „Die Bezirkskonferenz des sozialdemokratischen Bezirksverbandes für Mecklenburg und Vorpommern, die Redaktionen der im Bezirk erscheinenden Parteipresse, sowie die Mitglieder der gewerkschaftlichen Landeszentrale für Mecklenburg erklären sich mit der bisherigen Haltung der Parteivorstände und der Reichstagsfraktion zu den Kriegskreditfragen einverstanden. Sie erkennen an, daß beide insbesondere bemüht waren, unter Berücksichtigung der Interessen des eigenen Landes und seiner Bevölkerung zu tun, was der Verwirklichung des Friedens und der Verständigung mit den ausländischen Bruderparteien dienen konnte, und müssen sich deshalb mit aller Entschiedenheit gegen die Sonderbestrebungen einer Anzahl von Mitgliedern der Partei wenden, die solche Bestrebungen nur geeignet sind, die Aktionsfähigkeit der Partei und ihre Einheit zu stören.“

Neues aus aller Welt.

Air von Johann Sebastian Bach.

Im „Dresdener Anzeiger“ schildert ein Dresdener Musiker, Arno Starb, ein kleines Erlebnis im Felde: „Wegen Abend kamen wir nach langem Marsch in dem Dörfchen an. Quartier wurde gemacht, Pferd und Wagen abgeschirrt und untergebracht. „Ganze Kampagne auf diesen Heuboden! Kein offenes Licht! Nicht rauchen!“ Kräftig öffneten sich die großen Scheunentore, und hinein stürzte sich schwebend und quersend, die ruhebedürftige Mannschaft. Auf Leitern kletterten sie empor, waten mit großen Schritten durchs

Heu, sammelten sich korporalchaftsweise und bereiteten sich ihre Lagerstätten. Doch im Gebälk blinzelte eine armfellige Stalllaterne, Staubwolken wirbeln auf und umschweben ihren spärlichen Schein.

Allmählich wird es ruhiger im Heu. Den Tornister unter dem Kopf, eingehüllt in dem Mantel, liegen sie eingegraben, zum Schlafen bereit. Die Luft wird reiner, man merkt's am helleren Schein der Laterne; laute Gespräche, Lachen und Scherz verstummen. — Wieder frucht das Scheunentor, und ich höre, wie sie es von innen versammeln. Hier und da raschelt's noch im Heu, und man hört viel Husten. Irgendwo, wie von ferne, sprechen zwei noch miteinander, bis endlich das zinkende Licht eine friedliche Ruhestätte beschreit.

Ich kann keinen Schlaf finden; mich fröstelt; offenen Auges liege ich da, träumend und sinnend. —

Da höre ich leise eine Geige stimmen. Köpfe tauchen aus dem Heu empor; man lauscht unserm Kameraden, einem jungen Künstler, der uns später noch oft durch sein Spiel ergötze. . . Und schon schwebt es daher in langgezogenen Tönen; ein Strom von Wohlklang und Gesang ergießt sich über uns hin, flutet in unsere Herzen, macht uns gütig und fromm, schwillt an, wächst empor und scheint ins Unendliche zu streben, diese Melodie voller Jubelstimmung und Sehnsucht. Bedenkt man die Seele an diesen Tönen, die ein deutscher Meister schuf, unergänglich und unergänglich. Das flutet auf und ab, wühlt in den Tiefen der Menschenbrust, schmerzt und macht glücklich, um endlich zu versiegen: gläubig und geliebt. —

Johann Sebastian Bach! Wie habe ich deine Herrlichkeit tiefer empfunden, nie konnte ich dich inniger verstehen, als in dieser Nacht!

Schwere Unwetter sind in den letzten Tagen über Süd-Schweden niedergegangen. Durch Blitzeschläge wurden über 50 Bauernhöfe in Asche gelegt. Mehrere Personen wurden getötet.

Erdbeben auf nordwestafrikanischen Inseln. Auf den Kanarischen Inseln und auf der Insel Fuerte Ventura wiederholten sich die Erdbeben. Sie nehmen an Stärke ständig zu, so daß Risse an den Häusern entstehen und diese zusammenstürzen. Die Einwohner sind gezwungen, in Kellern inmitten der Felder zu flüchten. Aus zahlreichen Rissen der benachbarten Berge entströmen Rauchwolken. Man erwartet demnächst einen vulkanischen Ausbruch. Die Bevölkerung ist entsetzt und verlangt den Schutz der Behörden.

Vielleicht auch du.

Auf blanken Schienen rollt der Tod durch's Land.
Ich lausch hinaus, den Atem angepaßt.
In bangem Beben schlägt mein Herz dazu:
Vielleicht auch du?
Am Himmel loht ein ferner Feuerschein.
Ein dumpfes Donnern mischt sich dröhnend drein.
Ich fahr' empor aus fargen Schloßes Auf:
Vielleicht auch du?
Millionen Pulse pochen so im Takt.
Millionen Herzen hat es so gepackt.
Millionen Lippen flüstern so sich zu:
Vielleicht auch du? Gentielle Büsch.

Telegramme.

Kohlenpreise in England.

London, 14. Juli. (M. B. Nichtamtlich.) Der Parlamentskorrespondent des „Daily Telegraph“ berichtet: Das Handelsamt hat bei den Grubenbesitzern mehr Widerstand als bei den Kohlenhändlern gefunden, um die Preise herabzusetzen. Die Regierung dürfte genötigt sein, die Kohlenpreise gesetzlich zu fixieren. Die Bill wird dem Hause vermutlich diese Woche vorgelegt werden.

Frage- und Antwortspiel.

London, 14. Juli. (M. B. Nichtamtlich.) Unterhause Simon sagte auf eine Anfrage, daß in der letzten Woche 1140 Fremde interniert und 573 heimgeschickt wurden. Asquith sagte auf eine Frage, er hoffe, daß die Parlamentssession Ende Juli schließe. Asquith sagte in einer Antwort, daß sich bisher 89 266 Munitionsarbeiter gemeldet haben. Es sei noch unsicher, wieviele ihrer gegenwärtigen Beschäftigung entzogen werden könnten. Die Abgeordneten Markham, Lloyd und Dalziel stellten sechs Fragen verschiedenen Inhalts. Markham fragte, ob der Premierminister zusichern wolle, daß unfähige Beamte aus dem Kriegsamt entlassen würden. Lloyd wünschte eine Debatte über die Kriegsführung und Gründe für die Einsetzung eines Geheimnisschutzes. Dalziel wünschte eine Debatte über die Rede Saldanes. Asquith erklärte, alle Fragen zusammen zu beantworten, und sagte dann: Es ist nicht im öffentlichen Interesse, daß ich mehr sage, als daß ich gegenwärtig keine öffentlichen Mitteilungen machen kann, und daß eine Debatte unter den obwaltenden Umständen keinem guten Zwecke dienen und den besten Interessen der Nation schaden würde. (Beifall.) Der Nationalist Sealy fragte, ob Asquith dem Hause mitteilen könne, woher Dalziel Informationen besitze, die sich anderen entziehen. Asquith sagte, er könne die Frage nicht beantworten. Markham fragte: Sollen wir also annehmen, daß Beamte, die in ihrer amtlichen Tätigkeit verlagert, im Amt bleiben sollen? Asquith erwiderte mit Schärfe, man solle nicht derartiges annehmen. Der ehrenwerte Abgeordnete solle annehmen, was er, Asquith sagte, das sei der überlegte Entschluß der Regierung und entspreche dem Gefühl der großen Mehrheit des Hauses und der Nation. Dalziel fragte, ob Asquith mit Lloyd George übereinstimme, daß Saldanes' Äußerungen ungenau und unvollständig gewesen seien. Asquith erwiderte, indem er sagte, er habe nichts hinzuzufügen. Lloyd fragte: Läßt nicht der Stand der Dinge eine große Unfähigkeit und kolossale Fehler der leitenden Stellen erkennen? Der Sprecher bemerkte: Das wird die Debatte Bringle fragen. Galt Asquith es für richtig, daß diese Debatte in der Presse fortzuführen soll, während sie im Parlament verboten bleibt? Asquith lehnte die Antwort ab, da die Frage sich nicht aus den früheren Fragen ergebe. Thorne (Arbeiterpartei) rief dazwischen: Welch eine glückliche Familie!

Wiesbadener Theater.

Reisend. Theater.

Wittmoos, 14. Juli, 7 Uhr: „Die erste Geige“. Donnerstag, 15. Juli, 7 Uhr: „Wenn der junge Wein blüht“. Freitag, 16. Juli, 7 Uhr: „Die erste Geige“. Samstag, 17. Juli, 7 Uhr (zum erstenmal): „Die Frau vom Sonnabend“. Sonntag, 18. Juli, 7 Uhr: „Wenn der junge Wein blüht“.